

## Jus und Recht.

Roman von Fred V. Gardt.

Frau Winker kam dünnlich.

Sie mußte sehr schön gewesen sein, doch Enttäuschungen und Sorge hatten ihre Schönheit nachgedunkelt, wie ein altes Meisterbild. Sie trug einen dunklen Rod und Jade, die aus einem vor Jahren sehr kostbaren Kleide zurechtgeschnitten waren. Den einfachen Hut mochte sie in einem billigen Geschäft gekauft haben und hatten den aufdringlichen Putz durch eine schwarze einfache Samtschleife ersetzt. Als sie die Handschuhe abstreifte, sah Dr. Werner, daß die Hände rot und abgearbeitet waren.

Unvermittelt kam ihm die Erinnerung, daß er den Namen Winker vor Jahren öfter hatte nennen hören. In welchem Zusammenhang nur? — Und plötzlich sah er eine junge, etwas auffallend gekleidete Frau vor sich, die durch den Großen Garten ein Zudergespann selbst lenkte.

Frau Winker schien seine Gedanken zu erraten und sagte: „Ich bin die geschiedene Frau von Felix Winker“, und errötete, als ob sie sich schämte.

Ja, den Mann kannte er. Von dem hatte er genug gehört!

Das menschliche Interesse an seiner Klientin war bei Dr. Werner geweckt, und er versuchte, durch Fragen zunächst diesen Roman, dessen lachenden Anfanges er sich erinnerte und dessen schmerzvollen Ausgang er nun erleben sollte, zu entwirren.

„Ob meine Ehe glücklich gewesen ist, fragen Sie?“ — Sie lachte bitter. — „Ich war sechzehn Jahre und ein ganz weltfremdes Ding, als ich Felix kennen lernte. Er war schön und elegant, und ich war in ihn bis über die Ohren verliebt. Das war wohl alles. Als die Leidenschaft sich zur Liebe ausreifen wollte, da war ich schon allein. — Und dann kam eines nach dem andern. Dieses unruhige Treiben, das hastige Geldverdienen — heute Tausende, morgen nichts —, der Verkehr mit Banjspekulanten und allerhand bedenklichen Menschen. — Ich sah ihn kaum mehr. Es war, als ob Triebe, die er bis dahin verborgen hielt, ausgerüttelt wären und er ein ganz anderer geworden sei. Für mich hatte er überhaupt keine Zeit mehr. Geld schaffen! Wie, ganz gleichgültig, — ach, manchmal habe ich mithelfen müssen“ — leise und beschämt sagte sie das —, „bei einem Diner einen reichen Geldgeber zugänglich machen oder, was auch schon vorkam, einen hartdrängenden Gläubiger nachgiebig. Ich verstand von alledem gar nichts, aber Felix wollte es, und ich tat's. Und wenn ich ihm Vorhalte machte oder gar Vorwürfe, wurde er heftig, und da schwieg ich und sagte zu allen ja. — Und dann wurden mir die Augen geöffnet. Eines Morgens wurde Felix in der Wohnung verhaftet, der Depotunterschlagung verdächtig. Er behielt seine volle Kaltblütigkeit, sprach von einem bedauerlichen Mißverständnis, und in einem unbeachteten Augenblick steckte er mir einen Zettel zu. Ich war natürlich ganz außer mir und ratlos. Dann habe ich den Zettel gelesen: „Siebentausend fehlen — sofort schaffen — Geldschrank legen — Schlüssel im Schreibtisch“. — Ich verstand zunächst gar nichts. Doch da ich den Geldschrank aufmachte und auch nicht einen Hundertmarkschein fand, da dämmerte mir die Wahrheit schreckhaft auf. Ich gab mich aber nicht der Verzweiflung hin, nahm meinen Schmuck, der einen ziemlichen Wert hatte, und ließ darauf bei einem kleinen Pfandleiher siebentausend Mark. Als am Nachmittag die Beamten der Staatsanwaltschaft kamen und eine Haussuchung vornahmen, fanden sie die Summe im Geldschrank. Ich hoffte nun, meinen Mann noch am selben Tage wiederzuhaben, aber er kam nicht, auch nicht am nächsten Tage, nicht die folgenden Tage. Der Staatsanwalt, den ich aussuchte, sprach von Betrügereien und erlaubte mir nicht, ihn zu sehen. Er blieb Wochen im Untersuchungsgefängnis. Und dann kamen täglich andere furchtbare Enthüllungen, Klagen auf Klagen um Summen, die mich schauern ließen. Endlich suchte ich Justizrat Bauer auf. Er hat mir die ganze Wahrheit gesagt. — Ich hatte meinem Mann mein Erbeil, hundertundfünfzigtausend Mark,

überlassen und ihm, weil er es wünschte, Generalvollmacht gegeben. Das Geld war verbraucht, und ich hatte eine Schuldenlast von fast einer halben Million, die er mit meiner Generalvollmacht auf meinen Namen gemacht hatte und von der ich nichts wußte. — Was Justizrat Bauer mir noch erzählte, nahm mir jede Illusion und jeden Glauben; mein Mann war wirklich ein ganz haltloser Mensch.“

Dr. Werner hatte aufmerksam zugehört und bei den letzten Worten mit dem Kopfe genickt.

„Ja, ich weiß, auch Sie kennen ihn“, sagte Frau Winker. „Als er aus der Untersuchungshaft zurückkehrte,“ fuhr sie fort, „hatte er sich in die dankbare Rolle des unschuldig Verhafteten hineingedacht, den ich nun mit Sehnsucht erwarten mußte. Er mochte wohl aber aus meiner schmerzvollen Gelassenheit erkennen, daß ich wußte, wie es um ihn stand, und schnell wechselte er die Maske und spielte den Zerknirschten. Er bedauerte tief seinen Leichtsinns; er sei nur in schlechte Gesellschaft geraten. Ich dürfe ihn jetzt nicht verlassen; nur wenn ich fest zu ihm halte, könne er sich retten. — Ich habe das geglaubt und habe ihm zugesprochen. Das ging so eine Weile, dann kam er wieder in seine alten Gleise. Ich sah ihn nicht mehr; er wurde heftig und roh, und dann kam der Schluß. — Mein Junge Georgy hatte die Masern gehabt und sollte sich in Korderney erholen. Wir blieben vier, fünf Wochen. Ich drängte auf Heimreise. Ich war unruhig und voller Sorgen. Ich hörte nichts, ich bekam keine Briefe. Als ich nach Dresden zurückkehrte, fand ich die Wohnung ausgeräumt. Er war vor mehreren Wochen nach Berlin übergesiedelt; die nähere Adresse konnte ich nicht erfahren. Und dann kam ein Brief, so wie nur er ihn schreiben kann: Er sei meiner fortgesetzten Vorwürfe überdrüssig; ich hindere ihn in seinem geschäftlichen Vorwärtkommen. Er müsse daran denken, für seinen Sohn ein Vermögen zu erwerben, und allerhand derartiges. Er sähe keinen anderen Ausweg als die Scheidung. Wenn ich mich gefügig zeige, werde er freigebig für mich sorgen, sonst könne ich sehen, wo ich bleibe. Der Zynismus dieses Briefes war wie das glühende Eisen, das eine Wunde ausbrennt; ich starrte vor Schmerz und Verzweiflung, war aber gebeilt. Wie ich erst später erfuhr, hatte er diesen Brief in Ostende geschrieben, wo er mit einer Person im Grand Hotel lebte. — Ich willigte in alles, sogar darin, ihn böswillig zu verlassen, um zu vermeiden, die Ehe wegen Ehebruchs seinerseits zu lösen. Während der ganzen Zeit der Ehescheidung kamen die törichtsten Geschenke für das Kind, überflüssiges Spielzeug und Kleider, wie für einen kleinen Prinzen, aber kein Groischn in bar. Ich mußte ein Schmuckstück nach dem anderen versehen, und immer wieder hieß es: du bist so unberechenbar, daß ich mit dir die geschäftlichen Angelegenheiten erst regeln werde, wenn wir rechtskräftig geschieden sind.“

„Das war das bequemste für ihn,“ warf Dr. Werner ein. „Und Sie ins Unrecht zu setzen, damit die Ehe wegen böswilliger Verlassung geschieden werden konnte, war ein feiner Kniff.“

„Es war mir damals alles so gleichgültig. Ich wollte frei sein und von diesen beiden Menschen nichts mehr hören.“

„Den beiden Menschen?“

„Ja, er und seine Mutter. — Verzeihung, ich erzähle so unzusammenhängend. — Die Mutter hatte er in unsere Wohnung aufgenommen und wir haben uns nie verstanden. Sie war sicherlich mit daran schuld an der Entfremdung zwischen mir und meinem Mann.“

„Wie das so öfter vorkommt.“

„Ich weiß, woran Sie denken. — Das übliche gespannte Verhältnis zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter. Rein wirklich, davon war nicht die Rede. Ich war ein sehr junges Ding und bin der alten Frau stets mit Ehrerbietung entgegengetreten, aber es waren Welten zwischen uns beiden. Sie ist eine geborene Engländerin und sieht den ganzen Lebensinhalt in einer änderen Wohlstandigkeit. Sie wäre nie in das Haus des Sohnes gekommen, wenn er dürftig und unansehnlich gelebt hätte. Nachdem aber Felix in Dresden einen großen Haushalt führte, kam sie. Auch war meinem Manne daran gelegen, durch die würdige alte Dame mit weißem Haar und dem gut klingenden englischen Namen sich

eine gewisse Note zu geben. Es wurde bei jeder Gelegenheit von der vornehmen englischen Verwandtschaft gesprochen, und diesen Geldrenten und Hansspekulanten mochte sie, die immer korrekt und schwarz gekleidet ging, mit kostbaren Ringen an den Fingern — natürlich Erbstücke, wie stets hervorgehoben wurde — imponiert haben.

„War sie vermögend?“

„Keinen roten Heller. Das Wenige, was sie vor der Eheschließung mit dem alten Binker besessen haben mochte, war langsam aufgebraucht. Sie lebte nur von dem, was der Sohn ihr gab. Das wußten die anderen aber nicht, und selbst in Bankkreisen galt sie für vermögend, da Felix jedesmal, wenn er eine größere Summe verdiente, das Geld nach England schickte, wo es dann in der Form eines wohlklingenden Schecks, auf den Namen der Mutter lautend, zurückkam.“

„Ich glaube, von dem Herrn könnte mancher noch lernen, wie man anderen Land in die Augen streuen kann. Doch wir wollen einmal die juristische Seite prüfen. Sie sprachen von einem Vertrag über Vermögensauseinandersetzung. Haben Sie den bei sich?“

„Bitte hier.“

(Zortf. folgt.)

## Vom kosmopolitischen Nachtwächter.

Wir haben Franz Dingelstedts unlänglich seines heutigen hundertsten Geburtstages in unserer illustrierten Sonntagsbeilage gedacht. Heute noch einiges aus den Sturmtagen dieses streberischen Renegaten der Revolution.

In den literarischen Spitzberichten, durch die die Wiener Polizei die deutschen „Nitter vom Geiste“ auf Schritt und Tritt belauern ließ, erscheint von Anfang an Franz Dingelstedt. Er wird als Freund Guklows, als Anhänger liberaler Tendenzen der Metternichschen Polizei signalisiert. In dem Bericht, in dem zuerst von ihm die Rede ist, wird aber auch zugleich auf die ungünstige wirtschaftliche Lage aller dieser Schriftsteller hingewiesen, weil das Publikum sein Geld verwendet, um den „vorherrschenden materiellen Interessen“ zu fröhnen, dagegen in den Wäckeranlauf kein Kapital steckt. Eine hinreichende Erklärung, warum Personen wie Dingelstedt so rasch ihren Frieden mit der herrschenden Reaktion machen.

Die Literaturspitze jener Aera erschnüffeln vor allem, welche Pläne die Schriftsteller haben, und da sie als Kollegen und Freunde mit den Beispizelten verkehren, sind sie in der Regel gut unterrichtet. Nachdem Dingelstedt den heftigen Staatsdienst als Lehrer aufgegeben, wird er mit besonderer Aufmerksamkeit überwacht. Im September 1841 verkündet der Frankfurter Vertrauensmann der Wiener Polizei, daß Dingelstedt nun ganz der „Bewegungspartei“ angehöre. Zugleich beurteilt er sehr abfällig und sehr zutreffend den Charakter des aufrührerischen Schriftstellers. Im Oktober 1841, da Dingelstedt sich in Frankfurt aufhielt, hat er die Freundschaft des Dichters gefunden. Und der Vertrauensmann, zweifellos jener Ludwig Deumann, der seit 1836 im Dienste der Polizei stand, gleichzeitig aber mit den Führern des jungen Deutschland die intimsten Beziehungen unterhielt, entwarf ein prophetisches Bild von dem haltlosen Charakter des kosmopolitischen Nachtwächters. Er sei leicht zu leiten, heißt es in diesem Polizeibericht: er sei ein Gemisch von Eitelkeit und Genußsucht. „Denken Sie sich dazu eine gewisse sentimentale Gefühlsweise und Sie haben einen Menschen, der heute gewonnen, aber auch morgen verloren werden kann, und von dem man zwar wenig befürchten aber auch wenig hoffen kann. Prinzip und politischen Charakter hat er gar nicht.“

Der Spitzel weiß bereits, daß die noch nicht erschienenen anonymen Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters Dingelstedt zum Verfasser haben. Dingelstedt habe ihm selbst gesagt, daß diese Lieder das tollste und vehementeſte sei, was noch immer im Felde der modernen Lyrik geschrieben worden sei. In dem Bericht wird weiter erzählt, wie der Hamburger Kollege Campe den Zensur getäuscht habe. „Dingelstedt brauchte Geld, Campe gab ihm 60 fl. und er sagte mir, er träte in dem Buche als ein Tyräus der Revolution auf.“

Aus dem Bericht geht schließlich hervor, daß Dingelstedt „sehr schwankend und ängstlich wegen dieses Buches“ geworden sei und sich aus Besorgnis vor unangenehmen Wirkungen seiner Lieder von der Cotta'schen „Allgemeinen Zeitung“ zur rechten Zeit nach Paris schiden ließ.

Die Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters sind 1842 bei Hoffmann u. Campe in Hamburg erschienen — ohne Namen, mit dem Motto: „Lösch' wir die Lichter aus und entzünd' das Feuer“.

### Abschied.

Weiß, gib mir Deckel, Spieß und Mantel,  
Der Dienst geht los, ich muß hinaus.  
Noch einen Schluß. Adies, Mariandel!  
Ich hüt' die Stadt, hüt' du das Haus!  
Nun schrei' ich wieder wie besessen,  
Was ste nicht zu verstehen wagen  
Und was sie alle Tag' vergessen:  
Acht! hört, ihr Herrn, und laßt Euch sagen!

Schnarcht ruhig fort in Eu'ren Nestern  
Und hab' auf mein Gekreisch nicht acht!  
Die Welt ist akkurat wie gestern,  
Die Nacht so schwarz wie alle Nacht.  
Auch welche Zeit, will niemand wissen,  
's gibt keine Zeit in unsern Tagen,  
Dickt Euch nur in die warmen Kissen,  
Die Glocke, die hat nichts geschlagen!

Laß keiner sich im Schlaf berücken  
Vom (vulgo Zeitgeist) Antichrist,  
Und sollte wen ein Kelplein drücken,  
Dankt Gott, daß es nichts Berg'res ist.  
Das Murren, Meistern, Herr'n und Zanzen,  
Das Träumen tut es freilich nicht,  
Drum schludt sie 'runter die Gedanken,  
Bewahrt das Feuer und das Licht.

Auch wackelt nicht im bösen Willen  
An Eu'rem Bett und räket nicht,  
Die Zipselmütze zieht im Stillen  
Zufrieden über's Angesicht.  
Der Hund im Stall, der Mann beim Weibe,  
Die Magd beim Knecht, wie Recht und Pflicht,  
So ruht und rähet Euch nicht beiseibe,  
Auf daß der Stadt kein Schad' geschicht!

Und wann die Nacht, wie alle Nächte,  
Vollendet hat den trägen Lauf,  
Dann steigt, doch stets zuerst das rechte,  
Wein aus den Federn, sitzsam auf!  
Lobt Euch an dem Zichorientranke  
Und tretet Eure Mühlen gern,  
Freut Euch des Lebens voller Danke  
Und lobt, nächst Gott, den Landesherrn!

### Frankfurt a. M.

Seh'n Sie, Vester, dort ums Eck  
Jenen prächt'gen Wagen rollen?  
Wer das war? — — Nur keinen Schreck,  
Wenn Sie's wirklich wissen wollen!

Das war ER — — Ich nem' ihn nicht,  
Deutschland weiß schon, wen ich meine,  
Unser Hort und unser Licht,  
Er, der Einzle, Einz'ge, Eine!

Glauben nicht, was so ein Mann  
Alles unsrer guten Stadt frommt,  
Was er will und was er kann,  
Ganz vornehmlich, wenn's ins Blatt kommt.

Und wie er bei Jud' und Christ  
Für jedwede fremde Not mild  
Stets bereit zu helfen ist,  
Pater Patriae, von Nothschild.

Ja, wie er ganz fein und fern  
Selbst im großen für die Welt sorgt,  
Weil er kriegeslust'gen Herrn  
Nicht so gleich sein schönes Geld borgt.

Ach! und die enorme Pracht  
Seiner Gärten, Parks und Villen,  
Schlafzimmer, nicht für die Nacht,  
Nur zum Seh'n um Gotteswillen!

Bilder unter schwarzem Flor,  
Dieses konserviert sie besser,  
Und an jedem Eisentor  
Drei gewicht'ge Hängeschlösser!

Seh'n Sie! Wieder dort um's Eck!  
Die Livree, der Staat von Federn,  
Rappen mit 'nem weißen Fleck,  
Englisch All's bis zu den Nädern!

Und dem Autscher hat heut früh  
Frau Baronin noch geraten:  
Halt' dich schey, dann meinen sie,  
Wir sein von die Diplomaten.

### Drei neue Stücklein mit alten Weisen.

(Für Deutsche Liedertafeln.)

#### I.

Mel.: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,

Herr Michel und der Vogel Strauß  
Sind leibliche Geschwister:  
Aus diesem guck's Kamel heraus,  
Aus jenem der Philister.

Sie flögen gern und könnten's auch,  
Die Schwinger sind gegeben,  
Doch bleiben sie nach altem Brauch  
Fein an der Erde leben.

Der Eine birgt den Kopf im Sand  
Und läßt den Steiß sich blasen,  
Der And're wählt sich mit Verstand  
In Bücher ein und Phrasen.

Indes hat man dem Strauß geschickt  
Die Federn ausgerissen,  
Indes die Fremde sich geschmückt  
Mit Michels Geist und Wissen.

Sie lassen alle beide sich  
Von einem Kinde leiten,  
Das spornt und treibt sie ritterlich  
Und lacht: Ich will Euch reiten.

Und was der Strauß für einen Wanst  
Besigt und welchen Magen!  
— Nur du, mein deutscher Michel, kannst  
Und mußt noch mehr vertragen!

II.

Mel.: Heil, unserm Fürsten Heil.  
Ihr macht mich irr, durch das Geträg  
Von Russen und Franzosen;  
„Konferatover“, heißt es rechts,  
Und links heißt's „Ohne-Hosen“.

„Was ist des Deutschen Vaterland?“  
So singt Ihr alle Tage,  
Doch weder Rhein noch Donaustrand  
Antworten auf die Frage.

Wenn einer: „Rippe-Deimold“ spricht, — —  
Hui, Partikularismus!  
Und haßt er die Pariser nicht, — —  
Pfui, Kosmopolitismus!

Das Vaterland ist immer so,  
Wie's passend wird befunden,  
Bald Klein-Sedeß, bald Folio,  
Doch immerdar — gebunden!

Auslagen und den Druck verfehrt  
Gern selbst die großen Herren,  
Und die nicht so wie andre stehn,  
Die Lettern läßt man — sperren.

Fürwahr, ein komischer Roman!  
Wie war's, wenn wir's versuchten,  
Und händen, statt in Corduan,  
Zu klammern ihn und Zuchten!?

III.

Mel.: Hoch klingt das Lied vom braven Mann.  
Was ist, Ihr Herrn, ein deutscher Patriot?  
An alle Fakultäten diese Frage — ? —  
„Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott  
Und seinem König alle Werkeltage“.

Was will, Ihr Herrn, ein deutscher Patriot? — —  
Für sich ein Aemtschen, Titelschen und Vändchen,  
Für seine — ehelichen — Kinder Brot,  
Und legitime Fürsten für sein Vändchen“.

Wie denkt, Ihr Herrn, ein deutscher Patriot? — —  
„Wenn's hoch kommt, wie die „Allgemeine Zeitung“;  
Vom Franzmann spricht er nur mit Haß und Spott  
Und schwärmt für Preußens Gaslicht-Welt-Verbreitung“.

Was kann, Ihr Herrn, ein deutscher Patriot? — —  
„Rezepte, Alken und Kompendien machen,  
Laut klagen über seines Volkes Not  
Und heimlich in sein sichres Häuschen lachen“.

Sinaus zum Tempel, deutscher Patriot! — —  
— — Eh du dich ins Sanktissimum geheuchelt,  
Und eh' dein Kuß, Judas Ischariot,  
Die Freiheit, den Messias, rücklings meuchelt!!

Verlin.

Ihr habt gepredigt, nun ein Jahr, die neue, treue, freie Zeit;  
Wann wird die Mär denn endlich wahr, die neue, treue, freie Zeit?  
Der Väter hat und die Geiell'n geknetet und geheigt genug,  
Und immer ist das Brot nicht gar, die neue, treue, freie Zeit.  
Ihr saht schon lange auf dem Ei und gadert in alle Welt,  
Allein noch troch nicht aus der Nar, die neue, treue, freie Zeit.  
Ein stolzes Wort habt Ihr gewagt, nun eist, daß es zu Ende  
komme,

Und macht uns andern offenbar die neue, treue, freie Zeit.  
Von ferne klang es — — ha, wie schön! — — von deutscher  
Völker Einigkeit,

Man sah sie schon ganz nah und klar, die neue, treue, freie Zeit;  
Doch schwebte sie am Krönungsfest ob Cuereer entzündten Stadt  
Und trat zum Hulbigungsalter, die neue, treue, freie Zeit,  
Sie streifte im Vorüberwehn selbst mit des Hittichs goldnem Saum  
Den König und der Nächsten Schar, die neue, treue, freie Zeit;

Doch als nun eine lecke Faust bestigesfroh ergreifen wollt,  
Wie die Gelegenheit beim Haar, die neue, treue, freie Zeit,  
Da flatterte sie schon hinweg, und drohend hieß es: Sachte, Freund,  
Sonst bringt sie doch noch in Gefahr, die neue, treue, freie Zeit.  
Ihr schwieget — und wir — mäuschenstill, und nur zuweilen  
flüsterst noch:  
Sie macht sich doch auch gar zu rar, die neue, treue, freie Zeit!

Dunkle Nacht.

Von Anna Croissant-Ruß.

Das Schwitzen ist erstarrt in den Gebirgen, die Wolken wuchten  
auf die Felsen nieder, die Felsen halten die schwarzen Wälder ge-  
knechtet. Die Nacht ist stumm, die Nacht ist dunkel, ist müde und  
atmet schwer den Duft des ersten Heues aus. Wie eine Prozession  
düsterer Mönche ziehen die hohen Heuhaufen die Gänge hinauf und  
hinab. Dort, auf dem großen Plan, stehen sie wieder lautlos, fauern  
still, ein riesiges Feldlager, das den Feind erwartet. Flammen  
Nachtfeuer auf? Tönen Signale? Gelbroter Fadeln warnende  
Zeichen? Mißsommernacht ist's! Ferne Johannisfeuer leuchten!  
Wie unruhige Augen, die im Fieber wachen, zucken sie jäh an Gip-  
feln auf, glimmen am schwarzen Grat hin, glimmen und verlöschen  
lautlos.

Kein Schrei der Luft wird laut, kein Sang erschallt, keinen  
Ton trägt die Nacht. Wie erdrückt von dem schweren Schweißen ver-  
zittern die flammenden Scheite, erstirbt das Leben, erstirbt die Lust  
in diesen engen düstern Hochtale.

Die Wolken sinken immer tiefer; der Regen rauscht, rauscht die  
ganze Nacht. Vom Turm schlägt die Stunde hart in das matte Ge-  
riesel.

Ich liege wach und denke des Tages; ich liege wach in meinem  
großen Zimmer in dem alten Holzhaufe und lausche bang in die  
Nacht. Und nun ein Stöhnen — der Wind schleicht sich um meine  
Kenster; der Jöhn ist erwacht, der Jöhn ruft! — Bald brüllend, in  
scharfen Stößen, herrlich und gewaltig, bald müde und bettelnd,  
stößt und winfelt er ums Haus. Die Stimme des Tages, bald  
scharf und dringlich, bald leis und ermattet geht durch meine Seele,  
Will sich jauchzend heben, sinkt aber und verflingt. Oh, lauter Tag,  
was bist du gegen diese Nacht? Ein wirrer Schall, verweht, ein  
rauschender Zug von Wandervögeln in der hellen Luft, entschwinden,  
eh ich so recht geschaut; fröhlicher Kinder tanzende Schritte um  
den hohen Baum vor dem Hause, knarrender Wagen eisiges  
Schaffen, stampfende Pferde, die kommen und gehen, Scherzen und  
Lachen, rüstige Wanderer über Berg und Tal, lachende Menschen,  
kreisende Vögel, Lärcherchwänen im Wind — vorbei! vorbei! Wie  
dröhnten die Schritte in dem alten Hause, wie ächzten die Dielen!  
Es wird aus seinem Traum gewacht, erschrocken zittert es. Nun  
herrscht die Nacht, nun liegt es wieder still, und sinnt dem wirren  
Sinn des lauten Tages nach. Es herrscht, was war.

Sechs junge Seelen sind erloschen in dem großen Zimmer, in  
dem ich wach liege, und den dunklen Stimmen lausche. Sieben  
junge Kinder wollten sterben. Der Winter hatte haushohe Wälle  
um das altersbraune Wirtshaus gebaut, doch drinnen sah man den  
Sonne nicht kommen und nicht gehen, sah nicht die Sonne und  
schauerte nicht vor dem Sturm. Sieben junge Seelen rangen mit  
dem Tode, auf sieben jungen Stirnen flammten rote Male, sieben  
junge Herzen zuckten im Fieber. Viele Stunden weit, über Schnee  
und Eis, durch Sturm und Gefahr hatten Angst und Not den Arzt  
geholt. Zwei Händchen streckten sich ihm noch entgegen, die anderen  
lagen schwer wie Blei, oder matt, wie vom Hagel bekäubt, vom  
Sturm verwirrt, zerbrochene Vögel unter der Decke, und nur noch  
die Augen fragten, Augen, die schon zagend nach dem traurigen  
Krad blickten, der sie hinwegführen sollte. Zwei Händchen legten  
sich noch in seine Hand, die bebte in großer Qual, die anderen lösten  
sich langsam aus seinen Fingern und ergaben sich endlich; weiß  
und still, wie fremde tote Wesen lagen sie auf dem Kafen.

Ich höre das Läuten der Schlittenglocken, dann das hastige  
Klingeln der erregten Pferde, die die Köpfe hin- und herwerfen,  
höre das dumpfe Gemurmel im Haus, die schweren Tritte, das Zu-  
fallen der großen Eichentüre, das wie ein Schlag in die gespannte  
Stille fällt; sehe unsicheren Lichtschein auf Treppe und Flur, bange  
Gesichter, die den Tritten des Arztes lauschen.

Zwei, drei Treppen nimmt er auf einmal, achlos wirft er den  
Mantel, den Hut weg — — er kann nicht sprechen, als er vor den  
kleinen Betten steht, nur heisere, rauhe Worte, die keiner versteht,  
kommen ihm.

— Die Kinder des Mannes, den er hintergangen, müssen sterben;  
mit roten Malen sind ihre Stirnen gezeichnet, ihre Wangen, ihre  
Körper überfladert, der Tod sitzt auf ihren Nissen. Der junge Arzt  
taumelt von Lager zu Lager: zu spät! zu spät! er kann die schwin-  
denden Seelen nicht halten. Nur dies eine, das noch matt auf-  
zuckt, wird er halten können, sein und jener blaffen Frau Kind, die  
mit ruhlosen Augen im Dunkel steht und noch ihm sieht. Was  
sagen ihm diese finsternen, irrenden, geliebten Augen? Wessen  
selben ihn diese dunklen Blicke? Das ist kein weher, milder  
Schmerz, das ist keine gepeinigete Seele, die aufschreit und Schutz  
sucht und sich hilflos zu ihm flüchten will: diese Blicke sind voller  
Freudigkeit, sind voller Mißtrauen und Härte; diese Augen klagen  
ihn an. Sie tasten über die kleinen Betten, über die sterbenden

Sinder und bleiben an ihm haften, sie weisen ihn aus, sie verhöhnen ihn! Ein lautes Hohngelächter gelst ihm in den Ohren, obwohl die Stube in Schweigen ruht, und nur ein Nschzen, ein Stöhnen, ein Laut der Klage die Stille des Sterbezimmers unterbricht. Die geliebte Frau stößt ihn von sich, weil er ihre Kinder nicht retten kann, weil er sie nicht für sie dem Tode entreißt. Er liest ihr die grausamen Worte von den Lippen, die Worte, die sie nicht ausspricht, weil der Vater der Kindes-im dämpfen Schmerz am Boden liegt wie ein gefällter Baum, hilflos fallend wie ein Kind. Er hört ihre höhnen Worte und ihre Anklagen. Sie glaubt ihm nicht, daß er des Todes nicht Meister werden kann, daß es nicht in seiner Macht liegt, sie glaubt ihm nicht, daß es keine Rettung mehr gibt!

Und als das schwere, graue Morgenlicht gegen die kleine rote Flamme im Krankenzimmer kämpft, hat der Tod die sechs Seelen mit fortgenommen und nur das eine dagelassen, das schwache, blasse Wesen, das Fieber und Rot überstanden, und nun fest im Schlafe ruht, seinen Sohn.

Am Bett dieses letzten Kindes kniet die Frau, kniet der Vater der Toten, da reichen sie sich die Hände, sinken sich in die Arme; ein Schmerz ergießt sich in den anderen, ein Weh fließt über in das andere — und er muß abseits stehen! Wie hat ihn diese Frau geliebt! Wie hat sie sich an sein Herz gesüchtet, gequält und verjagt durch die Trunkenheit ihres Mannes. Selige Stunden hat sie ihm geschenkt, selige Stunden bei ihm genossen, innerlich losgelöst von allem, was um sie und mit ihr war, losgelöst sogar von ihren Kindern. Sie hat ihm den Sohn geschenkt, dies Kind, an dessen Bett sie nun dem Verratenen die Hände preßt, dies Kind, das der Mann, der nicht sein Vater ist, mit Lauten der wahnsinnigsten Angst beschwört, daß es ihm bleibe, daß er mit stammelnden Worten der Lieblosung überschüttet, sein letztes Kind!

Und er muß wie ein Fremder stehen, ein Ausgestoßener, wie ein Verbrecher! Niemand schenkt ihm einen Blick, niemand ein Wort:

Sechs junge Kinder starben,  
Sechs junge Kinder starben.

Er wird weiterleben nach dieser fürchterlichen Winternacht, nachdem er das verfluchte, von der Lüge verpestete Haus verlassen, in dem sein Sohn aufwachsen wird in der Lüge, sein Sohn, der ihn nie Vater nennen, der ihm den kalten, feindseligen Blick der Mutter schenken, der zu jenem anderen „Vater“ sagen wird.

Sechs junge Kinder starben.

Ich liege wach in meinem großen Zimmer in dem alten Holzhaufe, um das der Hohn stöhnt, und lausche den Stimmen der Nacht.

## Kleines Feuilleton.

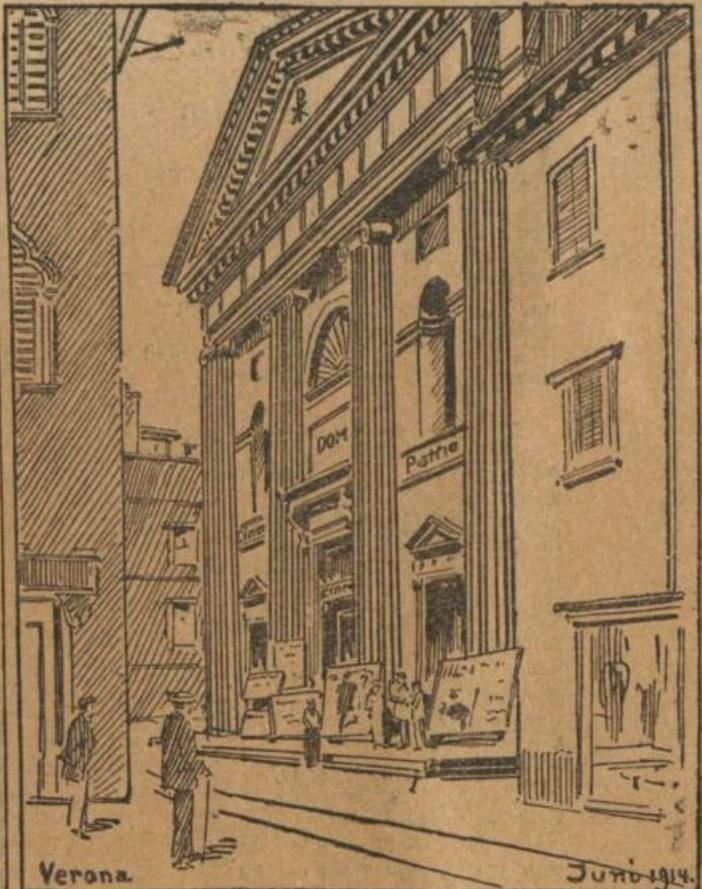
### Siegerin Kino.

Man schreibt uns aus Frankfurt a. M.: Lebtin brachten Sie eine kurze Plauderei über den Siegeszug des Kinos, das „bis zu den Thronen der Könige vorgebrungen ist und mitten in den Schlössern der gekrönten Häupter seinen Sitz aufgeschlagen hat“. Was sagen Sie dazu, wenn ich Ihnen berichte, daß dieser Siegeszug inzwischen noch weiter gegangen und selbst vor dem Thron des Allerhöchsten nicht Halt gemacht hat?

Nicht bei uns in Deutschland, aber drunten im frommen Italien sah ich vor kurzem mit eigenen Augen das Unglaubliche. Im alten Verona war es, als ich plötzlich vor einem Dom stand, dessen weiße griechischen Säulen majestätisch zum Himmel ragten. Doch was sollen die bunten Plakate links und rechts der Kirchenfüre? Hat die grelle Mittagssonne mir auf den blendenden Marmor ein Trugbild vorgezaubert, oder ist mir der rote Chianti etwas zu Kopfe geitiegen, daß er mir bunte Bilder vorläuscht? Doch meine drei Begleiter behaupten das Gleiche zu sehen, und ein Schild über dem Haupteingang „Cinema Pathe“, das wir beim Näherretren bemerken, nimmt uns die letzten Zweifel. Der prächtige Marmorpalast, einst zur Ehre Gottes gebaut, der in seiner Fassade in großen Lettern in den Marmor gemeißelt die Worte „Dom“ trägt, ist ein richtiggehendes Kino geworden.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Dort, wo einst die heilige Messe gelesen und die Hostie geweiht wurde, hängt jetzt die flimmernde Leinwand und zeigt das Leben der sündigen Welt mit all ihren Lügen und Lastern. Und in den Bestühlen, in denen einst reuige Sünder gekniet, sitzen jetzt Liebespärchen, eng aneinandergebrückt. Droben auf der Empore aber, auf der früher manch feierliches Tebeum erklangen, rattert einöinig das Filmband von einer Spule zur anderen und wie ein Heiligenschein fällt das helle Strahlenbündel durch den dunklen Raum. Unser Kodak mußte diese seltsame Kirche im Wilsbe festhalten, zur Ueberzeugung derer, die es nicht glauben wollen.

Es handelt sich hier aber keineswegs um einen Einzelfall, in anderen Städten, z. B. Venedig, fanden wir das gleiche Bild. Woher das wohl kommen mag? Ein liebenswürdiger Italiener gab



mir bereitwillig die gewünschte Aufklärung, die das anfangs Unglaubliche immerhin verständlich erscheinen läßt. Es fehlt zwar an Vielem in Italien, aber Kirchen gibt es mehr als genug. Es ist oft ein ganz eigenartiges Gefühl, wenn man ein paar armenelige Hütten sieht, zwischen denen sich zwei oder drei Kirchen erheben, die im Innern eine Pracht aufweisen, die in einem krassen Gegensatz zu der Armut der Bevölkerung steht, die hier ihren letzten Pfennig hingetragen hat. Aber in manchen Gegenden, besonders in den Städten, hat die Frömmigkeit mit dem Kirchenbau nicht gleichen Schritt gehalten, und so kommt es, daß heute viele Kirchen leer stehen und höchstens einen von den Touristen besuchten und geschätzten kühlen Aufenthaltsort bilden. Leere Kirchen bedeuten aber auch leere Klingelbeutel, und deshalb sind die Diener des Herrn so schlau, dort, wo es angängig, die Kirche als Kino zu verpachten oder zu vermieten, um dafür wenigstens auf diesem Wege die klingende Münze einzustreichen.

Wenn Christus wieder einmal auf Erden kommen sollte, um eine Tempelreinigung vorzunehmen, dann wird er schon variieren müssen: „Mein Haus soll ein Bethaus sein, Ihr aber habt ein Kino daraus gemacht.“

Cc.

### Literarisches.

— Die Novelle. „Novellen sollen bedächtig und alleine gelesen werden“, sagt ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts und mahnt: „Daher lese keiner die ihm zugeschnittenen Sachen und Zeitungen in Gegenwart anderer, sondern halte solche bis er alleine.“ Waren die Novellen damals ein so gefährlicher Lesestoff? Burden sie dem Leser so ohne weiteres ins Haus geschickt? Gewiß! Aber dabei darf man nicht an unsere heutige Novelle denken. Sie ist von Haus aus entsprechend dem lateinischen Worte novellus (= neu) nichts anderes als eine Neuigkeit, die jemandem mündlich oder schriftlich übermittelt wurde und auch einen verhängnisvollen Inhalt haben konnte. Der allgemeine Begriff verengte sich zu dem einer kurzen dichterischen Erzählung, die etwas Neues brachte. Goethe, der Vater unserer Novellendichtung, konnte daher sagen: „Was ist Novelle anderes, als eine sich ereignete (!) unerhörte Begebenheit. Dies ist der eigentliche Begriff, und so vieles, was es in Deutschland unter dem Titel Novelle gibt, ist gar keine Novelle, sondern bloß Erzählung, oder was sie sonst wollen.“ Aus diesen Worten ergibt sich, daß auch Goethe noch mit der Novelle den Grundbegriff des Neuen (Unerhörten) verband, daß man aber zu seiner Zeit die Novelle auch als keine Erzählung aufsahte. Unsere Rechtsprache hat den Grundbegriff des Wortes treuer gewahrt als unsere Literatur. In ihr sind Novellen ergänzende Verordnungen, Nachtragsgesetze, die bisher nicht Verändichtigtes, daher neues bringen.